

# Ein Proëchidna-Schnabeligel als Haustier im Schwabenland\*

Von Max Kibler

Unter meinen Onkeln nannten wir einen der Brüder meines Vaters den „Schmetterlingsonkel“, weil er von Schmetterlingen lebte; von Schmetterlingen aus aller Herren Länder. Vorwiegend erhielt er sie, in dreieckig gefalteten Tüten, aus Übersee, besonders aus Neuguinea und Südamerika, aber auch von Madagaskar und aus Indien. Nicht wenige dieser exotischen Schmetterlinge zog er selbst aus Raupen. Dieser Onkel war eines jener schwäbischen Originale, von denen jede Generation meint, sie würden immer seltener und stürben eben mit ihrer Generation aus. Aber – sie feiern immer wieder „fröhliche Urständ“. Erst vor drei Jahren, ganz kurz vor seinem 90. Geburtstag, ist dieser Schmetterlingsonkel in Freudenstadt gestorben. Bis dahin lebte er, und nicht einmal schlecht, davon, daß er die oft berückend bunten Schmetterlinge auf Watte in der ganzen Schönheit ihrer gebreiteten Flügel präparierte und als eindrucksvollen Wandschmuck an Laien und Kenner verkaufte.

Seine Schmetterlinge haben ihn über die Inflation, über die Währungsreform, über Frieden und Krieg, über Diktatur und Demokratie und Besatzungszeit hinübergetragen.

Daß der Onkel, 1914, als der große Krieg begann, staatenlos war, interessierte uns Buben mächtig, und es machte uns stolz, daß von ihm, der nur eine Schuhmacherlehre hinter sich hatte, im Naturalienkabinett ein Schmetterling zu sehen war, der seinen Namen trug. „Kibleri“ stand hinter dem lateinischen Namen, und dieser Schmetterling war nicht zum wenigsten daran schuld, daß wir ohne Zwang und

ohne Schule an verregneten Sonntagen einen Ausflug in das Naturalienkabinett in der Neckarstraße unternahmen.

Was für eine Wanderschaft hatte der Onkel doch hinter sich! Neben ihm verblaßten für uns Gerstäcker und Karl May und noch ein paar andere Größen aus „Dem guten Kameraden“.

Mit 17 Jahren war er, 1890, aus der Lehre in Mainhardt davongelaufen und über das große Wasser gegangen. Drüben angekommen, trieb er sich in Nord- und Südamerika herum, als Orangenpflücker, als Farmhand, als Goldgräber in Alaska, wo er um teures Geld den Goldgräbern Schuhe flickte, nachdem beim Goldwaschen wenig herauskam und Handwerkerarbeit, für die sich andere zu gut dünkten, sehr gefragt war. Er reiste als Judenmissionar, als Sammler von ethnographischen Gegenständen, als blinder Passagier vom Pazifik bis zum Atlantik. Im Golf von Mexiko verdiente er seinen Lebensunterhalt als Schiffskellner, bis es ihm dann im Amazonasgebiet gelang, die berühmten großen blauen Schmetterlinge zu fangen, und bis er entdeckte, daß man so etwas sogar verkaufen konnte. Nach Schmetterlingen jagte er dann nicht nur in Südamerika, sondern auch auf Madagaskar und Ceylon, in Hinterindien und in Neuguinea, und siehe da, es gab, wohl zu seinem eigenen Erstaunen, in ganz Europa, ja auf dem ganzen Erdball, Leute, die für solche Tiere Geld, ja sogar viel Geld bezahlten. 1890 war er ausgewandert. Er erhielt – und verlor dann durch Abwesenheit – die Bürgerschaft in USA. Nie trug er eine Uhr, nie eine Waffe bei sich, obwohl er sich in Madagaskar jenseits des Militärkordons aufhielt und obwohl er in Neuguinea mit Kopfjägern und Menschenfressern Handel trieb.

1905 kehrte er erstmals zu seinem alten Vater in Tübingen zurück, der oben in der Burgsteige auf dem Schusterschemel saß, und der für Generationen von Studenten und Touristen mit seinem markanten Vollbartgesicht zum Tübinger Schloß gehörte, mindestens so gut wie das Portal und der fünfeckige Turm.

Aber Europa war dem Weitgereisten zu eng gewor-

\* Der Proëchidna-Schnabeligel gehört zu den Schnabeltieren, die nur in Australien und Neuguinea vorkommen. Sie legen Eier, haben keine Zitzen, ernähren aber ihre Jungen durch Ausschwitzungen in einen Beutel hinein, in dem sie die Jungen herumtragen. Ihr Fell besteht aus Haaren und Borsten, die nicht weniger stechen als die unseres heimischen Igels. Das Auge hat eine Nickhaut und ein äußeres Ohr ist nicht zu sehen. Ein rüsselartiger, schmaler, langer Schnabel und eine klebrige Zunge, ähnlich der eines Ameisenbäres, ermöglichen ihnen, von Kerbtieren und Würmern zu leben. Sie sind ausgesprochene Nachttiere. Während man die kurzschnäbeligen Schnabeligel auch in Australien findet, leben die Proëchidna-Schnabeligel nur in Westneuguinea.

den. Ihn ärgerte jede Verbotstafel und jede Verordnung. Nach drei Monaten, länger hielt er es in der Heimat nicht aus, war er schon wieder unterwegs. „Es führen über die Erde Straßen und Wege viel.“ Aber 1910 kehrte er zurück und heiratete „auf Schmetterlingsbasis“. Schon 1912 reiste er abermals nach Neuguinea. Er trug eine Menge Aufträge in der Tasche, nicht nur für Schmetterlinge und Orchideen und alle möglichen ethnographischen Gegenstände für das Lindemuseum, sondern auch einen Spezialauftrag des Frankfurter Zoos: Er sollte aus Westguinea Proëchidna-Schnabeligel, von denen es in den europäischen Tiergärten kein Exemplar gab, mitbringen. Für jedes lebende Stück, das er mitbrächte, hatte ihm Frankfurt 1000 Mark versprochen. Paul Kibler fuhr nach Australien. In Neuguinea angekommen, erkundigte er sich bei den Eingeborenen nach diesen komischen Tieren, die Eier legten und ihre Junge „säugten“, bei denen Haare und Stacheln durcheinanderwachsen und die im Gegensatz zum gewöhnlichen Schnabeltier einen langen, rüsselähnlichen Schnabel haben. Er verständigte sich recht gut mit einer Mischung von englisch und malaiisch, jenem Pidginenglisch, einem Kauderwelsch, das von den Eingeborenen nicht nur verstanden, sondern auch benützt wird. Er erfuhr, daß es sich um Nachttiere handele, die sehr scheu seien und sich in die Erde eingraben. Nach ein paar vergeblichen Versuchen, der Tiere habhaft zu werden, brachten ihm Papuas ein kleines, lebendes Exemplar. Die Erde, auf der das Tier lag, gab er in kleinen Portionen den Eingeborenen, damit deren Hunde, ähnlich wie Polizeihunde, die Fährte aufnahmen. Das Experiment gelang, und zwei Monate später hatte er nicht weniger als neun Stück gefangen. Von den Eingeborenen erfuhr er, daß diese Tiere hauptsächlich von Würmern leben. So ließ er sich ein paar große Kisten zimmern, die er mit Erde und Regenwürmern füllen ließ und in deren Bretter er Luftlöcher bohrte.

Er schiffte sich auf dem deutschen Frachter „Göben“ mit seiner Herde ein; die Unterkunft erhielt er nach altem internationalem Brauch. Er fragte den Bootsmann und bekam die klassische Antwort: „Für Geld können Sie den Teufel tanzen sehen, nicht nur auf diesem Schiff, sondern auf der ganzen Welt.“ Ein paar englische Pfunde wechselten ihren Besitzer, und die Herde konnte einen dunklen Baderaum in der Nähe der Schiffsschraube beziehen, der mit viel Torfmüll wohnlich gemacht worden war. Die Kisten mit den Regenwürmern wurden auf dem Hinterdeck gestapelt. Nun, der Schusterbub wußte von den Re-



1912 auf der „Göben“

genwürmern nicht viel und nahm an, sie kröchen bei Regen aus der Erde, weil sie das Nasse über alles liebten. Er ließ die Kisten täglich mit Wasser begießen, vielleicht war es sogar Meerwasser.

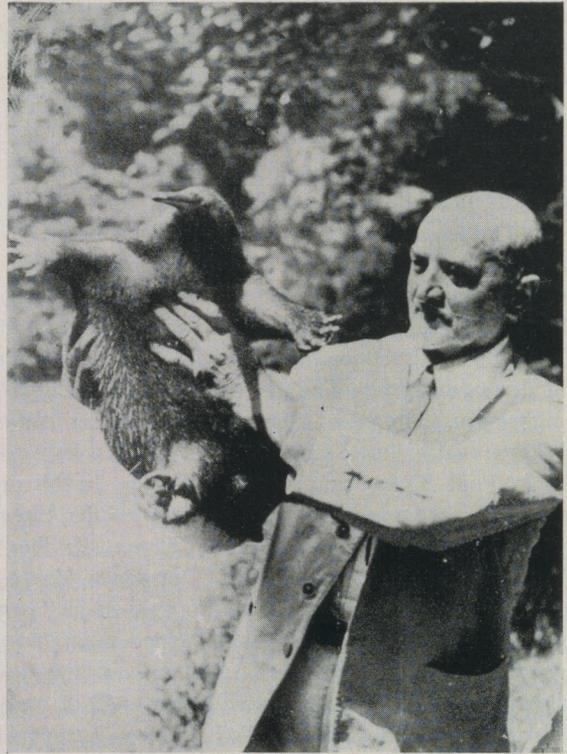
Aber schon in Singapur stanken die Kisten, in denen alle Regenwürmer krepirt waren und verpesteten das ganze Schiff. Der Kapitän sprach ein Machtwort und ließ das stinkende Frachtgut ins Meer werfen.

Paul Kibler, der beim Ablegen in Holländisch Neuguinea recht guter Dinge war und sich während der Ausfahrt aus dem Hafen auf einem Liegestuhl, unter dem Sonnendeck liegend, ausrechnete, was neun Proëchidna-Schnabeligel einbrächten, geriet in Not. Stets wenn die „Göben“ irgendwo anlegte, stürzte er über das Fallreep und verteilte an die eingeborenen Inselbewohner leere Konservbüchsen und versprach für jede volle Büchse eine Rupie. Nachmals füllte er in Georgetown auf der Malakkahalbinsel zwei Kisten mit Würmern und antwortete den Malaien auf die Frage, was er denn mit den Würmern anfangen wolle: „saya maken sandiri“, was ungefähr heißt „selber essen“.

In Port Said aber war es mit den Regenwürmern endgültig aus. Der Kapitän der „Göben“ ließ keine mehr an Deck, und den Igel in ihrem Torfmull drohte der Hungertod. Da kam dem Herdenbesitzer in der Verzweiflung ein großartiger Gedanke: Der Koch mußte Fleisch durch den Fleischwolf treiben, und mit Eigelb wurden diese künstlichen Würmer glitschig gemacht. Wider Erwarten gelang der Versuch und „Paul im Glück“ brachte alle neun Tiere lebend und satt nach Genua und von Genua nach Tübingen, wo er sie in dem fünfeckigen Turm des Schlosses, dort unten, wo früher die Mörder auf ihre Hinrichtung warteten im Torfmull und Halbdunkel, neben einem stets geheizten eisernen Ofen, gar nicht schlecht unterbrachte und wo sie sichtlich gediehen. Nur ein Stück starb. Dieses erhielt Professor Blochmann vom Zoologischen Institut der Universität für seine vergleichende Hirnforschung. Er zahlte bare 500 Mark dafür.

Als aber die Frankfurter hörten, daß dieser „Hans im Glück“ nicht einen, sondern gleich acht lebende Schnabeligel mitgebracht hatte, versuchten sie, den ausgemachten Preis zu drücken. Da überkam den glücklichen Fänger ein Heidenzorn, und ich erinnere mich noch, wie er uns versicherte: „Die Frankfurter sollen nun auch kein einziges Tier kriegen.“ Er hielt sein Wort und verkaufte die Tiere nach Budapest, nach Berlin und nach London, wo man ihm den geforderten Preis zahlte. Einen Igel behielt Paul Kibler für sich zurück. Sein „Jumbo“, das war das schönste Stück seiner Herde, residierte im fünfeckigen Turm in Tübingen. Er ließ sich sogar zähmen, wenigstens hörte er auf seinen Namen und krabbelte, wenn mein Onkel rief, aus dem braunen Torfmull heraus und rieb seinen Kopf und seinen rüsselartigen Schnabel freundschaftlich an des Besitzers Hosenbein. Wer diesen Jumbo schließlich erhielt, konnte ich nicht mehr feststellen; ich glaube aber, er kam nach Göteborg.

1930 reiste der Onkel nochmals nach Neuguinea, in der Hauptsache wegen Schmetterlingsraupen und wegen ethnographischer Gegenstände für das Lindenmuseum. Wieder brachte er vier Schnabeligel mit, die nun von Anfang an mit Hackfleisch und



1930 in Freudenstadt

Eiern ernährt wurden und die lange Fahrt glänzend überstanden. Von diesen Vieren behielt er einen, den er wieder „Jumbo“ nannte, für sich zurück. Dieser lebte bei ihm in seinem in Freudenstadt erbauten Haus im „Souterrain“ in einem Torfmullparadies. Er ließ ihn oft auch in seinem Garten frei herumlaufen. 1930 aber stürzte Jumbo in einem unbewachten Augenblick zum Fenster des ersten Stockwerkes hinaus und verletzte sich so schwer, daß er starb. Es dürfte wohl nicht nur in Schwaben, sondern auch in ganz Europa und darüber hinaus der einzige Fall sein, daß ein Proëchidna-Schnabeligel, dieses lebende Relikt der Urzeit, als Haustier gehalten wurde.